

JAN-PHILIPP SENDKER

DAS FLÜSTERN
DER SCHATTEN

Roman

Karl Blessing Verlag

PROLOG

Er war ein schwächtiges Kind. Schon bei der Geburt. 2980 Gramm, kaum mehr als ein Frühchen. Trotz der Woche, die er länger als geplant im Leib seiner Mutter zugebracht hatte. Kein Grund zur Sorge, versicherten die Ärzte. Das wird er aufholen.

Seine Haut wirkte blass, fast durchsichtig und noch zarter als die der anderen Neugeborenen. An den Schläfen, am Kinn und an den Händen schimmerten die blauen Äderchen durch, selbst noch nach den ersten Wochen, in denen sich Säuglinge normalerweise in gut gepolsterte Babys verwandeln.

Seine Schreie waren weniger schrill, weniger durchdringend und von geringerer Ausdauer als die der anderen. Er war schnell erschöpft, auch später, als Drei-, Vierjähriger. Wenn die anderen Kinder auf dem Spielplatz in der Bowen Road oder später am Strand von Repulse Bay nicht wussten, wohin mit ihrer Energie, wenn sie kletterten, tobten oder mit wildem Geschrei ins Wasser rannten, saß er im Sand und blickte ihnen nach. Oder er krabbelte auf den Schoß seines Vaters, legte den Kopf auf dessen Schulter und schlief ein. Er war sparsam in seinen Bewegungen. Als spürte er, dass er mit seinen Kräften haushalten musste, dass seine Zeit begrenzt sein würde. Kein Grund zur Sorge, glaubten die Ärzte. Jedes Kind ist anders.

Er blieb ein zierlicher Junge. Dünne Beinchen und Ärmchen ohne muskulöse Konturen, stöckchengleich, auch mit sechs Jahren noch so leicht, dass ihn sein Vater mit einem Arm packen und in die Luft stemmen konnte. In der Schule, im Unterricht, gehörte er zu den Stillen. Wenn die energische Frau Fu ihn etwas fragte, wusste er in den meisten

Fällen die richtige Antwort, aber von sich aus sagte er nichts. In der Pause spielte er lieber mit den Mädchen oder saß allein auf dem Hof und las. Am Nachmittag, wenn die anderen Jungen sich in Fußballer oder Basketballer aufteilten, ging er zum Ballettunterricht. Seine Eltern waren dagegen gewesen. War er nicht schon Außenseiter genug? Ein Sonderling ohne enge Freunde. Er brauchte nicht lange zu betteln. Die stille Enttäuschung in seinem Gesicht war eine eindringliche Bitte, die ihm sein Vater nicht abschlagen konnte.

Wenige Wochen später klagte er das erste Mal über Schmerzen. Die Glieder taten ihm weh, vor allem die Beine. Ganz normal sei das, tröstete ihn der Ballettlehrer, viele Kinder litten darunter, wenn sie mit dem Tanzen beginnen, vor allem, wenn sie es mit jener Hingabe tun, die ihn auszeichnete. Muskelkater von den ungewohnten Bewegungen, vermutete auch sein Vater. Ein befreundeter Orthopäde beruhigte die Eltern. Wahrscheinlich wächst der Junge, da sei ein kräftiges Ziehen in den Knochen nichts Ungewöhnliches. Das gehe vorbei. Kein Grund zur Sorge. Dann kam die unerklärliche Müdigkeit hinzu. Er schlief während des Unterrichts ein, konnte sich schlecht konzentrieren und verbrachte die Nachmittage zumeist auf dem Sofa im Wohnzimmer.

Wären sie schneller zum Arzt gegangen, wenn man die Beschwerden nicht auf das Ballett hätte schieben können? Wenn er ein vor Kraft strotzender Junge gewesen wäre, einer, bei dem jede anhaltende Müdigkeit, jeder Gewichtsverlust sofort aufgefallen wäre? Hätten sie seine Klagen ernst nehmen müssen? Waren sie unachtsam oder leichtfertig gewesen? Sie konnten nicht einmal mit Sicherheit sagen, wann die Schmerzen zum ersten Mal aufgetreten waren. Meredith konnte sich überhaupt nicht erinnern. In der fraglichen Zeit

war sie in London gewesen. Oder in New York. Oder in Tokio. Jedenfalls nicht in Hongkong. Aber du, Paul, du musst es doch wissen, hatte sie gesagt und ihn angeblickt. Und auch der Arzt hatte den Kopf gewandt und ihn angeschaut. Er überlegte. Er schwieg. Er wusste es nicht.

Es hätte am Ende keinen Unterschied gemacht. Das betonten die Onkologen bei jeder Gelegenheit. Paul war sich nicht sicher, ob sie es nur sagten, um ihn zu beruhigen, damit ihn, neben der panischen Angst um das Leben seines Sohnes, nicht auch noch das schlechte Gewissen quälte, oder ob es den Tatsachen entsprach. Früherkennung spielt bei Leukämie im Gegensatz zu den meisten anderen Krebsarten keine Rolle, erklärten die Ärzte ihm wieder und wieder, oft ungefragt und immer etwas übereifrig. Als würden sie seine Schuldgefühle voraussetzen. Als wären diese berechtigt. Und selbst wenn sie Recht hatten, selbst wenn ein früherer Arztbesuch nichts an der Krankheit, an der Behandlung, an der Prognose und der Überlebenschance geändert hätte, was bedeutete das schon? Trost? Paul und Meredith Leibovitz hatten als Eltern versagt, da gab es für ihn gar keine Zweifel. Ihr Sohn war ihnen in die Obhut gegeben worden, sie waren für sein Wohlergehen, für seine Gesundheit verantwortlich, und sie, Paul und Meredith Leibovitz, hatten ihn vor dieser Krankheit nicht schützen können. Wozu waren Vater und Mutter gut, wenn sie ihr Kind davor nicht bewahren konnten?

»Hadern Sie nicht mit sich. Hadern Sie mit Gott, wenn Sie wollen. Hadern Sie mit dem Schicksal. Hadern Sie mit dem Leben, aber nicht mit sich. Sie können nichts dafür«, hatte ihnen Doktor Li, der behandelnde Onkologe, kurz nach der Diagnose in einem Gespräch geraten. Meredith hatte sich das zu Herzen genommen und sich in den fol-

genden Monaten von ihren anfänglichen Schuldgefühlen befreien können. Paul nicht. Er glaubte nicht an Gott, er glaubte nicht an ein Karma, es gab nichts und niemanden, den er für die Krankheit verantwortlich machen, dem er die Schuld dafür geben konnte. Nichts und niemandem außer seiner eigenen Unvollkommenheit.

Paul stand am Fenster und schaute hinaus. Es war früh am Morgen, direkt vor dem Krankenhaus lagen mehrere Tennis- und Fußballplätze, ein paar Jogger nutzten die um diese Uhrzeit noch erträglichen Temperaturen und zogen ihre Runden. Die tief hängenden, dunkelgrauen Wolken der vergangenen Tage waren verschwunden und einem blauen, wolkenlosen Himmel gewichen. Der Monsunregen hatte den Smog aus der Luft gewaschen, und die Sicht war klar wie selten in Hongkong. Er konnte deutlich den Peak erkennen, davor den schlanken IFC-Turm und die Bank of China. Zwischen den Hochhäusern in Ost-Kowloon und Hung Hom schimmerte das silbergraue Wasser des Hafens, in dem bereits Dutzende von Fähren, Schlepper und Schuten kreuzten. Auf den hochgelegenen Schnellstraßen, der Gascoigne Road und der Chatham Road South, standen die Autos schon im Stau. Er dachte an den Strand in Repulse Bay und an das Meer und wie oft er an Wochenenden mit Justin um diese Uhrzeit hinausgegangen war, wenn Meredith noch schlief, und Sandburgen gebaut hatte. Nur sie beide, Vater und Sohn, umweht von der feucht-warmen, tropischen Sommerluft, getragen von einem gegenseitigen Verständnis, das keiner Worte bedurfte. Wie Justin ihn mit Matsch einschmieren durfte und wie sie lachend zurückkehrten und die verschlafene Meredith immer etwas irritiert auf ihre gute Laune reagierte und einige Zeit und zwei Kaffees benötigte, um sie mit ihnen teilen zu können.

Er drehte sich um. Das Zimmer war winzig, kaum größer als eine Kammer, er konnte es mit zwei, drei großen Schritten durchqueren. An der rosa gestrichenen Wand stand Justins Bett, daneben das Gestell für den Tropf, ein Stuhl, ein Nachtschrank und ein ausziehbarer Sessel, auf dem Paul die Nächte verbrachte. Auf dem Nachtschrank lagen zwei Bücher, aus denen Paul oft vorlas, und ein Stapel Kassetten, die Justin bis vor einigen Tagen noch gern gehört hatte. Jetzt fehlte ihm selbst dazu die Kraft. Paul beobachtete seinen schlafenden Sohn. Seine Haut war so weiß wie die Bettwäsche, alle Farbe war aus seinem Gesicht gewichen. Die Augen lagen tief in ihren Höhlen, auf dem Kopf wuchs ein weicher, hellblonder Flaum. Er atmete schwach, aber ruhig.

Paul setzte sich und schloss die Augen. »Es tut mir leid, Ihnen sagen zu müssen...« Neun Monate war es her, dass der Kinderarzt ihnen mit gedämpfter Stimme und sorgenvoller Miene die Ergebnisse der ersten Blutuntersuchung mitgeteilt hatte. Seitdem hörte er diesen Satz, er hatte von ihm Besitz ergriffen, hallte auch heute, neun Monate später noch durch seinen Kopf. Würde er ihn je wieder los werden? Würde er je wieder etwas anderes hören? »Es tut mir leid, Ihnen sagen zu müssen...«

Warum mein Sohn?, hatte er damals den Arzt anbrüllen wollen, aber stattdessen geschwiegen und zugehört, wie der von Myeloischer Leukämie, von Hb-Werten, Knochenmarksuntersuchungen und Protokollen sprach. Warum Justin? Warum stellte Meredith sich diese Frage nicht mehr?

Erleichterung gab es nur in den kurzen Momenten, in denen Paul nachts aufschreckte und glaubte, geträumt zu haben. Für Sekunden saß er dann im Bett und hatte das Gefühl, aus einem Albtraum erwacht zu sein. Es war nicht wahr. Die Blutwerte waren normal. Justin hatte noch seinen röt-

lich-blonden Lockenkopf, die Haare waren ihm nicht ausgefallen. Er lag nebenan in seinem Kinderzimmer im Bett und schlief. Dann erlebte Paul für einen kurzen Augenblick eine Leichtigkeit, eine Freude, so unermesslich, ja fast töricht, wie nie zuvor in seinem Leben. Umso schlimmer war der Absturz Sekunden später.

Wo war Meredith? Warum war sie nicht bei ihnen? Sie saß im Flugzeug. Flog vermutlich gerade in 12 000 Meter Höhe über Pakistan und Indien hinweg. Oder über Kasachstan und Usbekistan, je nachdem ob die Maschine aus London die nördliche oder die südliche Route genommen hatte. Eine ganz wichtige Konferenz, hatte sie gesagt. Es ging um die neue China-Strategie der Bank. Um Investitionen und Beteiligungen in Milliardenhöhe. Da könne sie als Leiterin der Hongkong-Niederlassung unmöglich fehlen. Zwei, maximal drei Tage sei sie in Europa. Bis zur kommenden Woche könnten sie Justins Zustand stabil halten, das hätten ihr die Ärzte versichert. Außerdem betäubte das Morphinum Justin, er schlief praktisch den ganzen Tag, da würde er, so glaubte sie, die Abwesenheit seiner Mutter ohnehin nicht bemerken. Sie hatte ihn, Paul, angeschaut, und sie hatten sich kurz in die Augen geblickt. Zum ersten Mal nach langer Zeit. Sollte er ihr widersprechen? Sollte er ihr erklären, dass er fest davon überzeugt war, dass Justin sehr wohl spürte, ob Vater oder Mutter im Zimmer waren, ob sie bei ihm saßen, ihm die Hand hielten, über die Stirn strichen oder zu ihm sprachen, auch wenn sein Körper keine offensichtliche Reaktion mehr zeigte. Deshalb hatte er seit fast einer Woche das winzige Zimmer praktisch nicht verlassen. Deshalb saß er hier, campierte auf dem kleinen Ausziehsessel, der mindestens zehn Zentimeter zu kurz war und auf dem an Schlaf nicht zu denken war. Deshalb las er aus Büchern vor, sang Schlaf-, Wan-

der- und Weihnachtslieder, alles, was ihm einfiel, bis ihm die Stimme versagte. Er wusste, dass Meredith ihre Entscheidung gefällt hatte und dass sie sich nicht umstimmen lassen würde, dass sie von ihm nicht einmal mehr Verständnis erwartete.

Merediths Arbeitsbelastung hatte in dem Maß zugenommen, in dem sich Justins Zustand verschlechterte. Irgendwo hatte er gelesen, dass das kein untypisches Verhalten sei bei Eltern, deren Kinder an Krebs erkrankten, untypisch war nur, dass es in ihrem Fall die Frau war, die sich in die Arbeit flüchtete. Zwei Tage nach der Diagnose war sie ganz unerwartet nach Tokio geflogen. Sie pendelte fortan häufiger zwischen Peking, Shanghai und Hongkong, langen Arbeitstagen folgten Abendessen mit Kunden, die bis spät in die Nacht dauerten. Zu Beginn der Krankheit hatte sie noch um Pauls Verständnis geworben. Hatte ihm erklärt, wie schwer es ihr fiel, wie zerrissen sie sei, wie oft sie vor dem Start in den Maschinen saß und aufstehen und wieder hinauslaufen wollte, wie viel Kraft es sie kostete, diesen Impulsen nicht nachzugeben.

Seit dem Rückfall vor zwei Monaten nicht mehr. Seitdem klar war, dass es kaum Hoffnung für Justin gab, fragte sie nicht mehr und warb um nichts. Sie teilte mit. Paul hatte manchmal den Eindruck, als hätte sie ihren Sohn bereits aufgegeben, wie ein marodes Unternehmen, dessen Bilanzen sie gründlich studiert hatte, bevor sie zu dem Schluss gelangte, dass es keine Rettung gab und jede weitere Investition nichts als reine Vergeudung von Ressourcen darstellte. Ressourcen, die woanders dringender gebraucht wurden.

Auf der Kinderkrebsstation hatte Paul zwei verschiedene Arten von Paaren beobachtet. Die einen schauten sich noch in die Augen, die Krankheit ihres Kindes schmiedete sie

zusammen, sie teilten ihre Angst, ihre Verzweiflung und ihre Schuldgefühle miteinander. Sie stützten sich, gaben sich Kraft oder klammerten sich aneinander. Die anderen schlichen über die Krankenhausflure, die Köpfe gesenkt, die Augen starr auf den Boden gerichtet. Sie fürchteten den Blick ihres Mannes oder ihrer Frau, weil sich darin spiegelte, was sie nicht sehen wollten: ihre eigene Furcht, ihre Wut und ihre grenzenlose Trauer. Die Krankheit trieb sie auseinander. Sie verstummten im Angesicht des Todes, sie wandten sich ab, sie zogen sich zurück, immer verzweifelter auf der Suche nach einem Ort, wo sie der Schmerz hoffentlich nicht finden würde. Zu ihnen gehörten Paul und Meredith Leibovitz.

Selbst vor drei Tagen, bei der schwierigsten aller Entscheidungen, konnten sie sich nicht mehr in die Augen schauen, saßen sie Seite an Seite, ohne einander zu berühren, wie zwei Fremde, waren nicht in der Lage, Hilfe und Kraft im anderen zu finden. Die Ärzte machten ihnen keine Hoffnungen. Der Rückfall vor sechs Wochen war ebenso unerwartet wie heftig. Die Krebszellen vermehrten sich explosionsartig. Auf die zwei Blöcke Chemotherapie reagierten sie nicht mehr. Alle medizinischen Optionen waren ausgeschöpft. Jetzt ging es nur noch darum, Justin so wenig wie möglich leiden zu lassen. Und es ging um die Frage, ob sein Leben um jeden Preis verlängert werden sollte. Möglichkeiten gäbe es. Sie sprachen von Intensivstation und künstlicher Beatmung. So wäre mit Sicherheit Zeit zu gewinnen, vielleicht eine Woche oder auch zwei. Medizinisch kein Problem.

Wir gehen davon aus, dass Sie damit einverstanden sind, Herr und Frau Leibovitz?

Meredith schwieg. Sie hatte die Augen geschlossen und schwieg.

Die Ärzte schauten ihn an. Sie warteten. Sie warteten auf eine Entscheidung. Haben Sie noch Fragen? Sollen wir es Ihnen noch einmal erklären? Meredith schwieg, Paul schüttelte den Kopf.

Sollen wir Justin auf die Intensivstation verlegen?

Paul schüttelte wieder den Kopf.

»Nein?«, fragten die Ärzte.

»Nein!«, hörte er sich sagen. »Nein.« Er hatte entschieden. Meredith widersprach nicht.

Es muss kurz nach 14 Uhr gewesen sein, als das Herz aufhörte zu schlagen. Den exakten Zeitpunkt des Todes konnte Dr. Li später nur schätzen.

Um 13 Uhr war zuletzt eine Krankenschwester im Zimmer gewesen. Sie wollte die Suppe und den Tee, die sie eine Stunde zuvor gebracht hatte und die unberührt und erkaltet auf einem kleinen Tisch standen, wieder mitnehmen. Sie fühlte den Puls des Jungen, der schwach aber regelmäßig war. Sie prüfte den Tropf und den Katheter und ob Justin genug Morphium bekam. Paul Leibovitz saß stumm neben dem Bett und hielt die Hand seines Sohnes. Auf seinen Wunsch war das EKG-Gerät abgeschaltet worden, sodass in dem Raum, im Gegensatz zum Rest der Station, eine ungewöhnliche Stille herrschte.

Dr. Li betrat um fünf Minuten vor drei das Zimmer und glaubte zunächst, Vater und Sohn wären zusammen eingeschlafen. Paul Leibovitz war nach vorn gesunken, sein Oberkörper lag auf dem Bett, der rechte Arm ausgestreckt, die linke Hand umklammerte die zarten Finger seines Sohnes. Justins Kopf war tief im Kissen versunken und zur Seite geneigt. Erst beim zweiten Blick bemerkte Dr. Li, dass der Junge nicht mehr atmete, dass seine Augen erstarrt und weit

geöffnet waren, dass der Vater nicht schlief, sondern weinte. Nicht laut, nicht anklagend, es war kein Schmerz, der herausgebrüllt wurde, wie er es hier so oft erlebte. Dieses Schluchzen war furchtbar leise, kaum zu vernehmen, es war tief nach innen gerichtet und klang deshalb umso verzweifelter.

Dr. Li hatte in den vergangenen dreißig Jahren, trotz aller Fortschritte der Medizin, viele Kinder sterben sehen. Für alle Eltern war der Tod des Kindes eine traumatische Erfahrung, aber in den meisten Fällen gab es Geschwisterkinder, die nach Aufmerksamkeit verlangten, Großeltern, die gepflegt werden wollten, Arbeit, die getan werden musste, Hypothekenverpflichtungen, auf deren monatliche Erfüllung die Banken pochten. Das Leben ging weiter, auch wenn sich das die Familien in den ersten Wochen und Monaten nicht vorstellen konnten. Einige, wenige zerbrachen an dem Verlust. Sie ließen sich von Schuldgefühlen zerfressen oder versanken im Selbstmitleid. Sie konnten die entstandene Leere nicht ertragen oder weigerten sich schlicht, ihre Kinder sterben zu lassen. Sie fanden nicht wieder zurück ins Leben. An sie musste Dr. Li denken, als er Paul Leibovitz schluchzen hörte.

I

Paul lag regungslos in seinem Bett, hielt den Atem an und lauschte. Er hörte nichts als das leise, monotone Summen der Ventilatoren. Er hob leicht den Kopf von seinem Kissen. Horchte. War das nicht der erste Vogel? Es kam von der anderen Seite des kleinen Tals, ein schwaches, vereinzelt Zwitschern, so zaghaft, dass Paul sich wunderte, dass es auf dem Weg zu ihm nicht verstummt war. Die Laute waren ein gutes Zeichen. Sie bedeuteten, dass bald die Dämmerung anbrach, dass im Dorf der erste Hahn kräht, dem die anderen in Sekundenabständen folgen. Sie bedeuteten, dass in wenigen Minuten die Vögel auch in seinem Garten zu singen beginnen, dass er das Klappern des Geschirrs und der Töpfe seiner Nachbarn hören wird. Dass die Nacht vorüber ist. Dass er die Stimmen der Dunkelheit nicht mehr ertragen muss.

Bis zur Sonne und wieder zurück.

Du musst keine Angst haben. Ich pass auf dich auf.

Paul wartete, bis die ersten Lichtstrahlen durch die Holzrolladen fielen und die Stimmen ganz verstummten. Warum höre ich sie am Tage so selten, fragte er sich, während er das Moskitonetz zur Seite schob und aufstand. Warum schweigen sie, sobald die Vögel singen? Als wenn das Sonnenlicht ihnen ihre Kraft raubte.

Er machte sein Bett, rollte das Netz, das ihn gegen die Mücken schützte, zusammen, stellte die Ventilatoren aus, ging hinunter in die Küche, setzte im Tauchsieder Teewasser auf, ging wieder hoch ins Badezimmer und stellte die Dusche an. Das Wasser war zu warm, um wirklich zu erfrischen. Es war eine typische tropische Sommernacht gewesen, heiß und feucht, er hatte viel geschwitzt, trotz der zwei Ventilatoren, die am Fußende seines Bettes standen. Seine Nach-

barn hielten ihn für verrückt, weil er sich weigerte, wenigstens im Schlafzimmer eine Klimaanlage einzubauen, er war, vom alten Teng abgesehen, der Einzige auf dem Hügel, der auf diesen Luxus freiwillig verzichtete. Früher war er oft nachts vom gekühlten ehelichen Schlafzimmer auf das Sofa im Wohnzimmer gezogen, hatte dort die Fenster weit geöffnet und die feucht-warme Luft herein gelassen. Meredith verstand das nicht, sie hasste es zu schwitzen, hasste das klebrige Gefühl auf ihrer Haut, die feuchten Sachen am Körper, »diesen Geruch«, wie sie ihn nannte und den sie verabscheute, obgleich es ihr eigener war. Heute fragte Paul sich, ob ihm das hätte eine Warnung sein sollen? Wie hatte er glauben können, mit einem Menschen glücklich zu werden, der sich selbst nicht riechen konnte?

Zu Beginn ihrer Liebe war sie nicht so empfindlich gewesen oder zumindest hatte sie sich sehr bemüht, es nicht zu zeigen. Sie hatten viele wunderschöne Abende auf Pauls kleinem Balkon im vierzehnten Stock eines Hochhauses in Happy Valley verbracht, hatten dort nach langen Tagen im Büro zu Abend gegessen, getrunken, geredet und gelacht, obgleich ihre Körper im Schweiß badeten. Er durfte sie berühren und verführen, ohne dass ihr der eigene Geruch, die feuchten Körper unangenehm waren. Später nicht mehr. Später war ihr Schlafzimmer so heruntergekühlt, dass Sex ohne Bettdecke unweigerlich zu einer Erkältung geführt hätte. Meredith bewegte sich neun Monate des Jahres praktisch ausschließlich zwischen ihrem klimatisierten Büro, gekühlten Restaurants, Einkaufszentren und Autos und ihrer klimatisierten Wohnung hin und her.

Meredith. Er wusste nicht, wann er das letzte Mal an sie gedacht hatte. Vermutlich an Justins Geburtstag vor vier Monaten. Er hatte kurz überlegt, sie anzurufen, bis ihm ein-

fiel, dass er nicht einmal ihre Telefonnummer in London besaß. Sein Anwalt hätte sie ihm vermutlich besorgen können, aber das wäre zu viel der Mühe gewesen, nur um sich dann am Telefon nach den üblichen Höflichkeitsfloskeln wieder anzuschweigen. Warum endete jedes Gespräch zwischen ihnen in einer erdrückenden Stille, als wäre das ein Naturgesetz? Sie stritten sich nicht einmal mehr, damit hatten sie schon wenige Wochen nach Justins Tod aufgehört. Es war mehr das Gefühl einer großen Leere, eines Überdresses aneinander, einer Gleichgültigkeit, die er nie für möglich gehalten hätte. Warum hatte ihre Leidenschaft füreinander keine Spuren hinterlassen? Bei anderen Paaren, die sich trennten, konnte er Kränkungen beobachten, Bitterkeit über enttäuschte Erwartungen, Wut, ja Hass. Er spürte nichts davon, und er hatte den Eindruck, dass es Meredith genauso ging. Als hätte es ihre Liebe nie gegeben.

Selbst als sie ihm knapp ein Jahr nach Justins Tod berichtete, dass sie in wenigen Wochen nach London ziehen werde, um, wie sie sich ausdrückte, »das Kapitel Hongkong zu vergessen«, fühlte er sich nicht gekränkt, obgleich er nicht als Teil eines Kapitels, das es zu vergessen galt, gesehen werden wollte. Er hatte ihr nur »viel Glück und alles Gute« gewünscht. Sie hatte sich höflich bedankt und ihm vor dem Mandarin Oriental Hotel die Hand gegeben, und erst Tage später war ihm die Absurdität dieses formellen Abschieds aufgefallen. Seitdem hatten sie nur noch sporadisch voneinander gehört. Da er bis vor einem halben Jahr weder ein Telefon noch einen Computer besessen hatte, war er nicht leicht zu erreichen gewesen. Er hatte einmal gelesen, dass sich die meisten Paare aus denselben Gründen trennen, aus denen sie zusammengekommen waren, und überlegte, ob das bei ihnen auch der Fall war.

Wann hatten sie begonnen, getrennte Wege zu gehen? War es in den Tagen nach der Diagnose und dem folgenden Streit darüber, wo Justin behandelt werden sollte? Ob in London, wo nach Merediths Meinung Ärzte und Behandlung mit Sicherheit kompetenter wären, oder in Hongkong, wie Paul es wünschte und wo sich die Chemotherapie durch nichts von der in Europa unterschied, wie ihnen sowohl die Onkologen am Queen Elizabeth Hospital als auch deren Kollegen in England versicherten. Meredith gab am Ende widerwillig nach, aber von dem Augenblick, in dem sich abzeichnete, dass der Krebs auch den neuesten und aggressivsten Chemikalien widerstehen würde, ließ sie keinen Zweifel daran, wem sie die Schuld daran gab und dass die Überlebenschancen im Vereinigten Königreich besser gewesen wären.

Oder hatte die Trennung viel früher begonnen, damals, als sie erfuhren, dass sie schwanger war und seine Freude darüber die ihre bei weitem übertraf? »Es gibt keinen Zweifel, Sie sind schwanger«, hatte der Gynäkologe ihnen schon im Wartezimmer gesagt, und während Pauls Augen strahlten und seine Hand die ihre suchte, schlug sie die Hände vors Gesicht und begann zu schluchzen. *Vor Freude, Paul, bitte glaube mir, es ist nichts, nur die Freude.* Diese in den folgenden Tagen oft wiederholte Versicherung ließ seine Zweifel jedoch nicht verstummen. Wüsste sie sich wirklich ein Kind? Sie arbeitete viel und mit Leidenschaft, sie war weltweit die jüngste Abteilungsleiterin ihrer Bank, ihr Aufstieg in den Vorstand der Hongkong-Niederlassung mehr als nur eine vage Hoffnung, und ein Kind wäre für ihre weitere Karriere, zumindest kurzfristig, alles andere als förderlich, das hatten der Vorgesetzte ihr und einigen Kolleginnen unmissverständlich zu verstehen gegeben. Außerdem hatte sie nie zu jenen Frauen gehört, für die Mutterschaft ein existen-

zieller Teil ihres Lebensplans ist. Am Ende war es nicht *ihr* Wunsch nach einem Kind, so erklärte sie ihm Jahre später, der den Ausschlag gegeben hatte, sondern Pauls. Er habe ihr leidgetan, weil er keine Familie besaß. Er war ein Einzelkind, seine Mutter hatte sich kurz nach seinem 21. Geburtstag das Leben genommen, sein Vater war vor einigen Jahren gestorben, Paul hatte, solange Meredith ihn kannte, nicht einmal den Namen auch nur eines entfernten Verwandten erwähnt, die wenigen, die ihm vertraut gewesen waren, wie zum Beispiel seine deutschen Großeltern in Heidelberg, waren lange tot. Meredith war das, behauptete sie, immer seltsam vorgekommen, aber es hatte zu der Aura des Rätselhaften, des Unnahbaren gehört, die ihn umgab und die sie, zumindest in den ersten Jahren, aufregend und anziehend gefunden hatte. Später war ihr seine Verschlossenheit jedoch zunehmend auf die Nerven gegangen und hatte immer häufiger zu Streit geführt. Warum kam er, nachdem er sie anfänglich so gern begleitet hatte, nur noch selten mit, wenn sie sich mit Kollegen zum Abendessen traf? Warum musste sie immer häufiger ohne ihn auf die Cocktailpartys, Empfänge und die sonntäglichen Bootsausflüge gehen, auf denen sie geschäftliche Kontakte knüpfte, Kunden aquirierte, Informationen sammelte? Die Tage und Abende, die er allein zu Haus verbrachte, waren nicht mehr Ausdruck seiner von ihr bewunderten Fähigkeit, sich selbst zu genügen, sondern nur noch Zeichen einer trostlosen Einsamkeit. Sie hatte geglaubt, erklärte sie ihm nach Justins Tod, ein Kind würde ihm guttun, ein Kind wäre eine Aufgabe.

Paul überlegte, ob sie damals, als er sich das Haus kaufte, nach Lamma gekommen war, um es sich anzuschauen. Ja, er sah sie im Garten stehen, zwischen den wuchernden, fast bis

zum Dach reichenden Bougainvilleabüschen, dem meterhohen Farn, den faulenden Bananenstauden herumwandern, sah, wie sie fassungslos das seit Monaten unbewohnte Haus anstarrte, den grünen, modrigen Film, den die Feuchtigkeit auf die Fassade gelegt hatte, sah sie durch die verstaubten und von Unrat verdreckten Zimmer gehen, hörte sie mit Ekel in der Stimme sagen: »Das passt zu dir.«

Der Kauf dieses »Drecklochs« bestätigte ihre schlimmsten Befürchtungen. Er zog sich von der Welt zurück, weil er sich wohl fühlte in seinem Schmerz. Er versank in Selbstmitleid. Er ließ seinen Sohn nicht sterben, weigerte sich, dessen Tod zu akzeptieren. Und, das Unverzeihlichste von allem: Er ließ sich gehen. Dafür war dieses alte Haus auf dieser Insel, auf die kein normaler Hongkonger freiwillig zieht, der beste Beweis. Hier konnte er vor die Hunde gehen, sich zu Tode saufen, ohne dass ihn davon jemand abhielt, ja, vermutlich würde es Wochen dauern, bis überhaupt jemand sein Ableben bemerkte.

Paul schenkte sich noch etwas Tee nach und blickte über die Terrasse. In der Nacht waren eine Reihe weißer Frangipani Blüten auf die Steine gefallen. Er stand auf, sammelte sie ein, ging ins Haus und legte sie in die Schale mit den anderen Blüten. Er holte einen Besen aus der Kammer und fegte die Terrasse. Nein, dachte Paul, ich verwarlose nicht. In manchen Dingen mochte Meredith Recht gehabt haben, ein Zusammenleben mit ihm war unmöglich geworden, da widersprach er ihr nicht, aber in diesem Punkt irrte sie. Er hatte das Haus von Grund auf renoviert und hielt es sauberer, als es irgendeine von Merediths oder seinen Wohnungen jemals gewesen war. Zweimal am Tag wischte er Staub, und die Kacheln auf dem Fußboden, jeden Teller, jeden Becher, jedes Glas, jede Gabel, jedes Messer wusch er sofort ab. Das



Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100
Das für dieses Buch verwendete FSC-zertifizierte Papier *Munken Premium Cream*
liefert Arctic Paper Munkedals AB, Schweden.

1. Auflage
Copyright © Originalausgabe 2007 by
Karl Blessing Verlag, München
Umschlaggestaltung: Hauptmann und Kompanie Werbeagentur,
München – Zürich
Layout/Herstellung: Ursula Maenner
Satz: Uhl + Massopust, Aalen
Druck und Einband: GGP Media GmbH, Pößneck
Printed in Germany
ISBN 978-3-89667-2306-3

www.blessing-verlag.de



Jan-Philipp Sendker

Das Flüstern der Schatten

Gebundenes Buch mit Schutzumschlag, 448 Seiten, 13,5 x 21,5 cm
ISBN: 978-3-89667-296-4

Blessing

Erscheinungstermin: August 2007

Ein Roman, der durch die Kraft der Gefühle verzaubert. Spannend, geheimnisvoll, berührend.

Paul hat sich in die Einsamkeit einer Insel vor Hongkong zurückgezogen. Nur hier kann er die Erinnerungen an seinen mit acht Jahren verstorbenen Sohn vor dem Lärm der Welt schützen. Als sein einziger Freund, der Kommissar Zhang, einen offiziell für gelöst erklärten Mordfall aufrollt, lässt Paul sich widerstrebend in den ungleichen Kampf gegen die chinesische Obrigkeit hineinziehen. Im Angesicht extremer Gefahr öffnet sich ihm ein Pfad zurück ins Leben.

Nichts scheint Paul Leibovitz aus seiner selbst gewählten Isolation herausreißen zu können. Auch nicht die engelsgleiche Geduld und das Liebeswerben von Christine Wu. Aber dann macht Paul die Bekanntschaft einer Amerikanerin, deren Sohn in China ermordet wurde. Ihre Verzweiflung über den Verlust rührt an seinem eigenen Trauma. Noch scheut er davor zurück, sich an der Aufklärung zu beteiligen, die sein Freund Zhang auf eigene Faust unternimmt. Christine, die aus leidvoller Erfahrung weiß, wie in China die Behörden mit ungebetener Neugierde umgehen, hat Paul Leibovitz das Versprechen abgenommen, sich aus diesem mysteriösen Fall herauszuhalten. Paul ist hin und her gerissen und droht seinen letzten Halt zu verlieren.

Eine ungewöhnliche Liebesgeschichte und ein Kriminalfall, der in die Abgründe des modernen China führt.